

Andreas Maier

Die Straße

Roman



Suhrkamp

Am Anfang sind es bloß Doktorspiele, aber sie sind schon von einer Dringlichkeit, die eines Erwachsenen würdig wäre. Später kommt die *Bravo* und gibt erstmals eine Sprache dazu. Eine jugendliche Welt aus zeitschriftengeborenen Worten wie Petting, Glied und Scheide. Der Erzähler, drei Jahre jünger als seine Schwester und ihre Freundinnen, steht staunend vor ihnen und erfährt seine erste Aufklärung ausgerechnet mit *Alice im Wunderland* ...

Andreas Maier widmet sich einem ebenso interessanten wie heiklen Thema. Dem Erwachen der Sexualität in den siebziger Jahren, einer Zeit, in der dieses Thema sorgfältig in einer Parallelwelt verschlossen wird. Und Andreas Maier geht ans Eingemachte.

Andreas Maier, geboren 1967 in Bad Nauheim, lebt in Frankfurt am Main und in Hamburg. Neben zahlreichen weiteren Auszeichnungen erhielt er den ZDF-aspekte-Preis, den Robert-Gernhardt-Preis, den Wilhelm-Raabe-Preis und den Franz-Hessel-Preis. Zuletzt erschienen: *Das Zimmer*. Roman, 2010 (st 4303), *Onkel J. Heimatkunde*, 2010 (st 4261), *Sanssouci*. Roman, 2009 (st 4165), *Ich. Frankfurter Poetikvorlesungen*, 2006 (es 2492) und *Kirillow*. Roman, 2005 (st 3778).

Andreas Maier

Die Straße

Roman

Suhrkamp

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Der vorliegende Text folgt der Erstausgabe, 2013.

© Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.

Umschlaggestaltung und Illustration:

Hermann Michels und Regina Göllner

eISBN 978-3-518-73454-4

www.suhrkamp.de

DOWN THE RABBIT-HOLE

Die Straße entlang standen die anderen Häuser. Jedes dieser Häuser war mir unbekannt, eine fremde Welt, verschlossen durch die Eingangstür. Was dahinter geschah, war für mich unvorstellbar. Die Häuser in unserer und in den angrenzenden Straßen hatten eine eigene physische Präsenz, wie für sich seiende Wesen. Ihr Wesen schien aus den Mauern, der Fassadenfarbe, der Größe und Anordnung der Fenster und all den nach außen sichtbaren Gegebenheiten zu bestehen. Im Grunde sahen diese Häuser im Mühlweg und überhaupt im Barbaraviertel alle gleich aus, es war eine eintönige Fünfziger- und Sechziger-Jahre-Architektur, aber gerade weil sie alle demselben Muster folgten, konnten die wenigen äußerlichen, voneinander unterschiedenen Einzelheiten jedem eine so individuelle Substanz geben, daß ich nie den ganzen Straßenzug sah, sondern immer diese einzelnen Hauswesen, hinter denen sich jeweils eine eigene, mehr oder minder völlig abgeschottete Welt befand. Manchmal sah man etwas von dieser Welt bzw. dem in dem jeweiligen Haus eingeschlossenen Leben. Etwa wenn die Bewohner im Garten saßen oder wenn der Familienvater das Automobil wusch, was damals regelmäßig jeden Samstag geschah. Manchmal sah man Menschen aus den Türen kommen, manchmal durch sie verschwinden, manchmal konnte man durch ein Fenster irgendein Detail dieser unvorstellbaren Welt erhaschen, die Ecke eines Wohnzimmerschranks, ein Bild. Irgendwelche Vasen.

Als Kind hatte ich natürlich eine unüberwindbare Angst vor diesen fremden Häusern, und es war fast unmöglich, mich in sie hineinzubringen. Schon vor der Fahrt nach Frankfurt zu meiner dortigen Verwandtschaft hatte ich Angst. Immer wenn ich ein fremdes Haus betrat, war ich überwältigt von sämtlichen Sinneseindrücken. Alles war fremd und anders, wobei ich auch hier sagen muß, daß diese Fremdheit nur dadurch so stark werden konnte, daß im Grunde alles in diesen Häusern gleich war. Hinter der Haustür kam fast immer die Treppe, und diese Treppe war ja nicht kategorial von anderen Treppen geschieden, sondern

nur die Variation ein und derselben mir bekannten Form. Aber gerade die Akzidentien ließen alles so unterschiedlich wirken, Farbe, Lage, Geruch, die Enge oder Breite des Eingangs, welche Gegenstände um die Treppe herumstanden. Schon allein an der Treppe war das fremde Hausleben für mich fühlbar, sehbar und riechbar. Dort standen etwa Schuhe, deren Träger ich gar nicht kannte, und schon seit Jahren liefen diese fremden Menschen in diesen Schuhen in ihrem mir fremden Leben durch die Welt, nur wenige Meter von meinem Elternhaus entfernt und trotzdem universenweit fort. In jedem Ding sah ich in erster Linie nicht das Ding selbst, sondern den Menschen, der hinter diesem Ding steckte. Deshalb hatte alles diese lange Zeit so bedrohliche Nähe und Zudringlichkeit, weil die Dinge so waren, als stünde der Mensch bereits in den Schuhen und also direkt vor mir. Mit der Zeit gewöhnte ich mich natürlich an dieses Phänomen, je öfter ich, und inzwischen auch allein, fremde Häuser und fremde Wohnungen betrat. Die Angst verschwand, aber es blieb noch, sicher bis ich zehn, elf war, eine gewisse körperliche Abneigung, eine Art von Grundangewidertheit, wenn mich die Atmosphäre einer fremden Wohnung umschloß: das darin herrschende Licht, der darin liegende Geruch, die Konsistenz des Teppichs, der Vorhänge, der Schränke und Sessel und vor allem natürlich meistens die Erfahrung der Enge, denn unser eigenes Haus war groß und leer.

Vor allem muß mich diese heimelige Gemütlichkeit angeekelt haben, mit der die Wohnungen eingerichtet waren. Zumindest würde ich es heute so sagen: Man sah den Wohnungen an, daß die Bewohner es in ihnen heimelig und gemütlich haben wollten. Man sah den Willensakt. Besonders unangenehm war, wenn man mir aufnötigte, zum Essen zu bleiben, und wenn ich am Tisch in der Küche des anderen Hauses saß. Die Gerüche wurden dann am intensivsten, und ich saß mittendrin und sah den fremden Lebensrhythmus und die fremde Vertrautheit jener Familienmitglieder untereinander. Vielleicht stellte ich mir auch immer vor, ich wäre nicht in unserem Haus, sondern in diesem fremden anderen aufgewachsen, oder in einer fremden Wohnung, und dieses andere Licht und dieser andere Geruch und diese anderen Zimmer wären meine Welt

gewesen. Dann wäre ich ja wie die anderen geworden, dachte ich. Die anderen aber waren offenbar anders als ich. Und das hing für mich auch mit jenen anderen Häusern und Wohnungen zusammen, in denen sie mit ihrer Familie zusammengepfercht waren wie Tiere in einem Stall. Die familiäre Enge der anderen stand in jähem Widerspruch zu meiner eigenen Familie. Dort war ich ja meist allein und konnte mich auch stets zurückziehen, was mir lange Zeit meiner Kindheit geradezu notwendig gewesen war. Dennoch suchte ich die anderen Häuser inzwischen aus einer Art Pflichtgefühl auf, vermutlich weil ich meinte, ich müßte mich daran gewöhnen, daß alles um mich herum anders war und alle in dieser gewissen Enge aufeinander herumhockten und das offenbar auch so wollten.

Die für mich erträglicheren Häuser gehörten denen, deren Familienleben eher kaputt war und die sich schon weitgehend voreinander zurückgezogen hatten. Häuser mit Einzelkindern, Akademiker, Lehrer oder dergleichen. Wo sowieso eine düstere Stimmung herrschte und jene gewisse emotionale Leere, konnte ich besser atmen, und die dort lebenden Kinder waren auch eher so wie ich. Sie standen mehr für sich, ich konnte sie besser ansprechen, es geschah nicht alles nach einem bloßen Mechanismus. Man merkte, sie befanden sich nicht in natürlichen Zusammenhängen und waren darin aufgehoben, sondern sie orientierten sich selbst bzw. versuchten dies, weil sie mußten. Sie neigten zum Fragen und zum Zuhören. Und sie konnten sich im Regelfall mit sich selbst beschäftigen. Es umwehte sie überdies immer eine gewisse Traurigkeit. Beispiel: Jener H., schlank, ein Fußballtalent, die Eltern lebten gemeinsam im Haus, aber waren nicht mehr zusammen (was ich zunächst gar nicht verstand), ein seltsam lebloser Kontakt zum Vater, der überdies gebrochen und gedemütigt wirkte, wie ein Fremdkörper im eigenen Haus (ein modernes Siebziger-Jahre-Haus im damaligen Neubaugebiet der Stadt). Was in dieser Familie vorgefallen war, weiß ich nicht, es ist alles denkbar: Sie hat ihn wegen eines anderen verlassen, er sie wegen einer anderen; er hat sie verlassen, ist aber mit der anderen Frau ins Unglück geraten und vegetiert nun als der Schuldige vor sich hin; denkbar auch: H. wird als

Kind gezeugt, um die Ehe zu retten, was insgesamt mißlingt. Es war nun so, daß alles, was den anderen Kindern Spaß machte, bei H. fast wie eine Zwangshandlung wirkte. Seine ganze Selbstbeschäftigung wirkte auf seine Umwelt gezwungen. Beim Sport war er – ehrgeizig im gewöhnlichen Sinn möchte ich nicht sagen. Er war keiner von denen, die sich nach einem verschossenen Siebenmeter in der Halle (wir schossen auf Handballtore) rückwärts auf den Boden schmissen, die Hände vor dem Kopf zusammenschlugen und es nicht fassen konnten, daß sie gerade verschossen hatten, oder die sich lauthals bei den Mitspielern beschwerten, wenn die Pässe nicht ankamen oder nicht verwertet wurden bzw. der freistehende Mann gar nicht gesehen wurde. H. hatte kaum Kontakt zu seinen Mitspielern und wirkte auf dem Feld stets wie ein Solitär. Aber er trainierte viel verbissener als die anderen und am liebsten allein. Beim Spiel konnte er sich durch fünf oder sechs Mann hindurchdribbeln und bog seinen schmalen, langen Körper wie einen Bogen Papier im Windstoß nach da und da. Er machte sich beim Dribbeln quasi zur Negativform der anderen und fügte sich genau in ihre Zwischenräume, und sein Schuß war ansatzlos, trocken und äußerst wuchtig. In den Abendstunden stand er stets länger als die anderen auf dem Platz und zirkelte Ball um Ball auf das Tor, immer wieder. H. ging damals, da war er elf, zwölf Jahre alt, zeitweise ganz im Fußball auf, er fertigte Dutzende von Statistiken an und kannte sie allesamt auswendig. Er saß vor dem Radio und zwei Stunden später vor dem Fernseher und notierte Ergebnisse, Torschützen, Tabellen. Kanne, glaube ich, alle Spieler aller Mannschaften. Mit mir spielte er die ganze Europameisterschaft 1980 beim Tipp-Kick durch. Er hatte, was Statistiken anging, einen Vollständigkeitswahn. Und dennoch war er das Gegenteil eines gewöhnlichen fußballfanatischen Kindes, denn hinter allem war immer dieser Traurigkeitshintergrund zu finden, der mir damals selbst noch gar nicht so bewußt war, nach dem ich mir aber bereits die Menschen um mich herum aussuchte, ohne es zu merken. Wenig später verlor sich der Fußball aus H.s Welt, er wurde binnen kurzer Zeit komplett durch das Arno-Schmidtsche Roman-Universum ersetzt. Noch später wurde H. zu

einem Nachtmenschen und schrieb, da war er fünfzehn, sehr eigenartige Geschichten, er war der erste Schriftsteller, den ich kannte, aber so weit sind wir noch nicht. Einige Jahre vorher, noch zur Fußballzeit, war H. dennoch bereits durch seine Andersheit, durch sein Nichtfunktionieren im gewöhnlichen Rahmen, durch seine Eigenwilligkeit und seinen für andere eher zwanghaften Charakter stigmatisiert bzw. erkennbar.

Auch mit seinem Vater, dem gebrochenen, konnte ich besser umgehen als mit anderen. Andere Väter kamen immer mit großem Schwung und großer Selbstsicherheit daher und integrierten mich sofort in irgend etwas, in ein Gespräch, das dann eigentlich nur sie führten, oder sie wollten, daß ich etwas erzähle, wobei ich immer merkte, daß sie gerade nur die typische Begegnung »Vater unterhält sich mit Freund des Sohnes« spielten. Sie waren immer aufgeräumt, gut gelaunt, frisch, und ich dachte stets: leben die wirklich so, und wie anstrengend ist das, sich immer da oben zu halten? Bei H.s Vater war das völlig anders, der machte sogar dann einen armseligen Eindruck, wenn er sich nur einen Kaffee in der Küche kochen wollte. Er stand verloren in der Küche herum, die Küche starrte ihn an wie etwas Fremdes, das gar nicht hierher gehörte (es war sein eigenes Haus, er hatte die Küche selbst einrichten lassen), und die Handgriffe, die er vollführte, mißlangen im Regelfall allesamt. Er war wohl um die vierzig, so alt wie ich heute, und ich war im sechsten Schuljahr und dachte, ich müßte diesem Mann helfen, wir müßten ihn irgendwie aufrichten. Zumindest freundlich zu ihm sein, sonst verzweifelt er ja immer mehr. Wobei ich nach dem Grund dieser Verzweiflung oder zumindest dieses Gebrochenseins nie fragte, ich nahm es einfach hin, als einen zu der Person gehörigen Teil, als etwas, was die Person geradezu ausmachte bzw. ihr sogar einen gewissen Wert verlieh, durch den sie sich von anderen absetzte. Ich sage nicht, daß mir das damals schon ganz und gar bewußt war. Aber spüren konnte ich es auf jeden Fall.

H.s Mutter sah ich weitaus seltener. Manchmal erschien sie im Schlafkleid, mit einem durchsichtigen Morgenmantel darüber. Sie war ebenso schlank wie ihr Sohn, schön, mit dunkler Alexandra-Stimme, und wirkte nicht gebrochen. Je aufrechter sie durchs Haus lief, desto mehr

duckte sich ihr Mann, kam mir vor. Heute sehe ich natürlich die tausendfach kolportierte Siebziger-Jahre-Scheidungskrieg-Szenerie inklusive Kind vor mir, die man aus unzähligen Romanen und Filmen kennt, aber damals hatte ich zum einen keinerlei Begriff dafür, und zum anderen nahm ich alles unmittelbar wahr, ungefiltert durch Worte und Ideen. Auch wenn alles traurig war, so war es ja doch nicht falsch. Nicht falscher als alles andere um mich herum. Nur funktionierte es nicht. Das hob es so heraus. Bei den anderen Familien dagegen schien alles unhinterfragt und nach gewissen Regeln, die ich nicht kannte, vonstatten zu gehen, und diese Familien schlossen sich zu etwas Einheitlichem, Festem, Mächtigem zusammen, das einfach so in die Welt gesetzt war und nun vor sich hin funktionierte, ohne daß die Personen in ihnen noch Personen gewesen wären. Alle waren in diesen Familien eher wie Teilnehmer an einem Spiel oder einem Theaterstück, es gab feste Rollen, und jeder konnte sich in seiner Rolle ganz natürlich bewegen und hatte Spaß und Freude an dieser Rolle. Sie lachten viel, sie machten viel gemeinsam, sie stritten auch, das gehörte ebenfalls dazu, aber sie waren immer wie am Schweben, sie folgten einer mir unergründlichen Melodie, wie die Schlange beim Tanz, oder einer Stimme, die ihnen das alles vorgab, und auch wenn mich das nicht mehr so sehr quälte wie in den ersten zehn, elf Jahren meines Lebens, so war mir diese anscheinend naturhafte Fähigkeit zum Zusammenstecken doch nach wie vor völlig fremd.

Ich kann im Nachhinein keinen Punkt in meinem Leben bestimmen, an dem so etwas wie »Nachdenken über die natürlichen anderen« eingesetzt hätte. Aber es gibt Erlebnisse, Bilder, in denen diese »Natürlichkeit« (was immer ein Wort der anderen war) so stark zum Ausdruck kam, daß ich mich an einzelne erinnern kann, die teils sehr weit zurückliegen. Dazu gehörte, wenn sich die anderen Kinder auszogen, etwa bei diversen Gartenspielen im Sommer. Sie waren naß geworden und wechselten ihre Kleidung. Dabei lag nichts im Raum. Sie taten es einfach so. Sie schauten sich nicht auf ihre Schwänze wie früher zur Grundschulzeit in der Schultoilette, sondern verhielten sich so routiniert wie beim Duschen nach dem Fußballtraining. Sie redeten dabei, trockneten sich ab, und alles war,

was es war. Bei H.s Familie war so etwas undenkbar. Es hätte sofort eine Beklemmung über der ganzen Situation gelegen. Es war wie ein Bewußtsein dessen, was man tat, es war atmosphärisch spürbar. Die betreffende »Natürlichkeit« war in dieser Familie ganz und gar verlorengegangen. An H. selbst war etwas merkwürdig Erwachsenes. Hätten wir uns beide im Garten ausgezogen, hätten wir uns sofort auf die Schwänze gestarrt, und vermutlich hätten sie sich sofort geregt, einfach weil wir wußten, was wir taten. Vielleicht ging von H.s Eltern genau diese Atmosphäre aus. Etwas in ihrem Zusammenspiel war völlig gescheitert und lag nun im Raum und ergriff jede Möglichkeit, sich in den Anwesenden bemerkbar zu machen. Nacktheit war in dieser Familie nicht möglich, weil auf sie in einer logischen Gedankenverbindung Erregung (mit allen ihren Folgeerscheinungen wie Ekel, Lust etc.) gefolgt wäre. Ebenso gab es keinerlei Berührungen in dieser Familie. Auch darin unterschied sie sich von anderen Familien, etwa unserer Nachbarsfamilie Heussler im dritt nächsten Haus. Dort erlebte ich ebenfalls eindringlich, wie stark diese »Natürlichkeit« werden konnte. Manchmal besuchte ich den Sohn der Heusslers, und wenn unten die Tür offenstand, lief ich einfach ins Haus. Es war klein, das Zimmer meines Bekannten lag im ersten Stock, gleich neben dem elterlichen Schlafzimmer. Zwei- oder dreimal sah ich den Sohn mit seiner Mutter im elterlichen Ehebett liegen, eng umschlungen, wie ich später mit Frauen dalag, da war er fünfzehn oder sechzehn, und als sie mich sahen, standen sie auf und begrüßten mich freundlich wie immer und mit ebender besagten »Normalität«. In seinem Zimmer hatte der Sohn eine kleine schwarze Figur stehen, sie sieht in meiner Erinnerung aus wie ein Priester, vielleicht trug sie auch nur einen langen schwarzen Mantel. Sie war fingergroß und aus Plastik, man konnte den schwarzen Mantel heben, dann schwang sich ein großer, roter, geschwollener Schwanz in die Höhe, pendelte herum und blieb dann stehen. Das sah ich öfter. Eigentlich hob der Nachbarssohn jedesmal, wenn ich da war, diesen Mantel und ließ den Schwanz pendeln. Das gefiel ihm. Vielleicht suchte er damit mein Einverständnis, ich weiß es nicht. Er war drei Jahre älter als ich.